

Timm Reimers

Der ›Professorenroman‹
zwischen Imagination und Evidenz

Zur Funktion der Paratexte in den Romanen
von Georg Ebers und Ernst Eckstein

Das Spannungsverhältnis zwischen poetischer Einbildungskraft und positivistischer Wissenschaft, zwischen Imagination und Evidenz, wird wohl an keinem anderen literarischen Genre des 19. Jahrhunderts so augenfällig wie am historischen Roman.¹ Schon in der Gattungsbezeichnung verbinden sich die Lizenzen der Fiktionalität, die der Roman gewährt, mit einem wie auch immer gearteten Anspruch auf historische Faktizität. Die unüberschaubare Menge der historischen Romane, die im 19. Jahrhundert entstand, spiegelt in den vielfältigen Sujets und Figuren nicht nur die Interessen- und Problemlagen ihrer Entstehungszeit wider, sondern liefert im Zeitalter des ästhetischen Historismus ganz unterschiedliche Beispiele von textuellen Verfahren, die das Verhältnis von Imagination und Evidenz sichtbar machen.

Unter den beliebten Referenzepochen des deutschen historischen Romans war die Antike erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts vertreten. Obwohl Edward Bulwer-Lyttons *The Last Days of Pompeii* (1834) bereits unmittelbar nach seinem Erscheinen ins Deutsche übertragen wurde, hat der große Erfolg des Werkes zunächst nicht zu einer wesentlichen Konjunktur des Antikeromans im deutschen Sprachraum geführt.² Erst im Umfeld der großen Erfolgsromane von Georg Ebers (1837–1898) und Felix Dahn (1834–1912) und mit dem gesteigerten Interesse an der römischen Kaiserzeit und der germanischen Antike war die Begeisterung von Autoren und Publikum für historische Romane mit antiken Sujets geweckt. Dabei löst sich die Gattung

1 Vgl. die grundlegenden Gattungsdefinitionen bei Hartmut Eggert: Der historische Roman des 19. Jahrhunderts. In: Helmut Koopmann (Hg.): Handbuch des deutschen Romans. Düsseldorf 1983, S. 342–355; außerdem Hugo Aust: Der historische Roman. Stuttgart 1994.

2 Vgl. die statistische Auswertung bei Hartmut Eggert: Studien zur Wirkungsgeschichte des historischen Romans 1850–1875. Frankfurt a. M. 1971, S. 209. Erste Überblicke liefern Hannu Riikonen: Die Antike im historischen Roman des 19. Jahrhunderts. Eine literatur- und kulturgeschichtliche Untersuchung. Helsinki 1978 sowie Harald Mielsch: Das Bild der Antike im historischen Roman des 19. Jahrhunderts. In: *Gymnasium* 87 (1980), S. 377–400.

des Antikeromans deutlich von jener des deutschen historischen Romans ab, welcher in der Nachfolge von Sir Walter Scott stand. In weitaus stärkerem Maße als dies bei der Darstellung von Epochen der jüngeren Vergangenheit der Fall ist, scheint die Literarisierung der Antike im Roman nur selten ohne umfangreichere Reflexionen über den Umgang mit dem Faktenmaterial auszukommen.³ Die paratextuelle Thematisierung und Inszenierung altertumskundlichen Wissens in Vor- und Nachworten, mitunter auch in Anmerkungsapparaten, hat in der Forschung zu der Gattungsbezeichnung ›Professorenroman‹ geführt, wenngleich die genannten Strukturmerkmale sich nur in vergleichsweise wenigen Romanen nachweisen lassen.⁴ Mag diese Bezeichnung also das breite Spektrum der Antikeromane nur unzureichend repräsentieren, so trifft sie auf die Werke der populärsten Autoren, Dahn und Ebers, buchstäblich zu: Beide schrieben als Professoren der Ägyptologie (Ebers) beziehungsweise der Rechtsgeschichte (Dahn) in der Doppelrolle als Romaniers und Experten für die von ihnen dargestellten Epochen und Kulturen. Anhand von ihren im 19. Jahrhundert ungemein beliebten Romanen soll im Folgenden gezeigt werden, dass sich trotz dieser scheinbaren Gemeinsamkeit schon in den programmatischen Vorreden der Romane ganz unterschiedliche Bestimmungen des Verhältnisses von Imagination und Evidenz nachweisen lassen.

Zu den auffälligsten Formen der textuellen Repräsentation gelehrten Wissens gehören im fiktionalen Text der externe Anmerkungsapparat und die Fußnoten. Im Falle des historischen Romans sind sie die radikalste, weil

3 Der Antikeroman steht damit vielmehr in der Tradition der narrativierten Privataltertümer, die sich in Europa um 1800 großer Beliebtheit erfreuten. Es ist bislang nur wenig beachtet worden, dass diese »antiquarisch-philologischen Romane«, angefangen mit Jean-Jacques Barthélemys *Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, dans le milieu du IV^e siècle avant l'ère vulgaire* (1788; dt. 1789–1791), eine weitaus größere Bedeutung für die Entstehung der historischen Romane mit antiken Sujets haben als beispielsweise die Scott'sche *Ivanhoe*-Tradition. Vgl. Martin Dönike: »Belehrende Unterhaltung«: Altertumskundliches Wissen im antiquarisch-philologischen Roman. In: Ernst Osterkamp (Hg.): *Wissensästhetik. Wissen über die Antike in ästhetischer Vermittlung*. Berlin, New York 2008, S. 201–237. Vgl. außerdem Martin Dönikes Beitrag im vorliegenden Band.

4 Vor allem die schwer überschaubare Textmenge hat wohl dazu geführt, dass in literaturgeschichtlichen Überblicken zum historischen Roman des 19. Jahrhunderts meist davon ausgegangen wird, es gebe eine Vielzahl von Romanen, die nach dem Muster von Georg Ebers' Ägyptenromanen gestaltet sei. Vgl. z. B. den ansonsten äußerst präzisen Abschnitt zu Ebers und Dahn in: Helmut de Boor u. Richard Newald (Hg.): *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 1949–2006. Bd. 9.1: Peter Sprengel: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870–1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende*. München 1998, S. 176–180. Vgl. auch den Artikel »Antiquarische Dichtung« in: Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen. Begr. v. Günther u. Irmgard Schweikle. Hg. v. Dieter Burdorf, Christoph Fasbender u. Burkhard Moennighoff. Stuttgart, Weimar 2007, S. 35, der eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Texte mit gelehrsamem Tendenz als Gattung zusammenführt.

dezidiert unliterarische Strategie der Evidenzbehauptung. Dass diese im 19. Jahrhundert dem Verkaufserfolg zumindest nicht hinderlich war, zeigt neben Ebers' Romanen auch Joseph Victor von Scheffels im Mittelalter situierter *Ekkehard* (1855), der bis zur Wende zum 20. Jahrhundert 173 Auflagen erreichte und einen umfangreichen Apparat mit Kommentaren und Quellennachweisen enthält.⁵ Anhand von Ernst Ecksteins Roman *Die Claudier* (1881) soll in einem zweiten Schritt aufgezeigt werden, welche Funktionen hier der Anmerkungsapparat bei der literarischen Antikettransformation erfüllt und wie es Eckstein gelingt, die Bereiche von Imagination und Evidenz zu trennen.

I

Im Jahre 1884 erscheint die Abhandlung beziehungsweise Abrechnung *Der Professorenroman* von Otto Kraus in der Reihe *Zeitfragen des christlichen Volkslebens*.⁶ Kraus schildert darin einen Disput mit seiner Berliner Cousine, die ganz dem »Modeschriftsteller« Georg Ebers erlegen sei, und will zeigen, »daß nicht allein vom christlichen, vielmehr schon vom rein ästhetischen Standpunkte aus jene Dichtungen [i. e. die »Romane von Ebers, Dahn und einigen anderen«] als geringwerthige zu bezeichnen sind und daß man sich vor schwachmüthigem Beitritt zur ungezählten, urtheilslosen, oberflächlichen Masse unterhaltungsgieriger Leser hüten [...] soll«.⁷ In der Folge geht Kraus alle Romane des Ägyptologen Ebers – von *Eine ägyptische Königstochter* (1864) bis zur damals neuesten Publikation *Ein Wort* (1883) – durch, gibt deren Inhalt wieder und weist vor allem Anachronismen und Anstößiges nach, um abschließend noch kurz auf Felix Dahn, Ernst Eckstein und Adolf Hausrath (alias George Taylor) einzugehen. Die Abhandlung bleibt, ungeachtet ihres polemischen Tons, bis heute die einzige ›Studie‹ zum Professorenroman. Die Gattung wird als besonders populäre Variante des historischen Romans verstanden und von Kraus zu Beginn definiert: Es handele sich um die Romane von Professoren, »welchen zum Verständniß und zur Rechtfertigung gelehrte Anmerkungen reichlich mitgegeben werden oder doch mitgegeben werden sollten«.⁸ Erst der letzte Zusatz, dass die Anmerkungen nicht unbedingter Bestandteil der Gattung sein müssen, sondern offenbar lediglich eine spürbare Erläuterungsbedürftigkeit im Text nachzuweisen ist, ermöglicht es Kraus, unter der Bezeichnung »Professorenroman« ei-

5 Vgl. die Übersicht bei Hartmut Eggert: Studien zur Wirkungsgeschichte des historischen Romans (Anm. 2), S. 208.

6 Otto Kraus: Der Professorenroman. Heilbronn 1884.

7 Ebenda, S. 6.

8 Ebenda, S. 4.

ne stattliche Anzahl von Texten zu versammeln. Denn selbst wenn mit der *Ägyptischen Königstochter* ein prototypischer Vertreter der Gattung vorzuliegen scheint, so reduziert auch Ebers in den folgenden Romanen die Zahl seiner Anmerkungen, um schließlich beinahe ganz auf sie zu verzichten.⁹ In den immer neuen Auflagen der *Königstochter* entwickelt er gleichwohl eine Ästhetik der Gelehrsamkeit, die insbesondere in den oftmals angefügten Vorreden greifbar wird.

Bereits der ersten Auflage der *Königstochter* stellt Ebers ein längeres Vorwort voran, in dem er sich in der Rolle des zwischen Dichter und Wissenschaftler schwankenden Autors inszeniert. Den Hauptzweck für das unkonventionelle Verfahren, als etablierter Wissenschaftler »die Resultate seiner Studien in ein von der Phantasie gewebtes Gewand zu kleiden«, sieht Ebers darin, »einer möglichst großen Anzahl von Gebildeten die Resultate jener Studien, denen ich mein Leben widme, zugänglich zu machen«.¹⁰ Die Popularisierung der ägyptologischen Forschung steht demnach am Anfang der dichterischen Laufbahn Ebers'. Während sich die erste Auflage der *Königstochter* nur schleppend verkauft, werden nach der zweiten Auflage (1869) in immer kürzeren Abständen neue Auflagen nötig; bis 1900 sind es achtzehn. Für die zweite Auflage gestaltet Ebers die Vorrede der ersten so weit um, dass alle weiteren Auflagen mit der »Vorrede zur zweiten Auflage« eröffnet werden. Die Erweiterungen der ursprünglichen Fassung beziehen sich vor allem auf die in den Rezensionen der ersten Auflage herausgestellten Kritikpunkte am Konzept der *Königstochter*, denen er nun schon im Voraus begegnen möchte. In Zusammenhang mit der Frage nach dem Verhältnis von Imagination und Evidenz interessieren vor allem die verschiedenen Selbstinszenierungen Ebers', mit denen er sich gleichermaßen als Forscher und als Dichter im jeweils emphatischen Sinne darzustellen weiß. Die »Verbesserung des Textes« in der zweiten Auflage wird nach folgenden Kriterien vorgenommen:

9 Lediglich im Fall von *Uarda* (1876), seinem zweiten Roman, hat Ebers auch einen umfangreichen Anmerkungsapparat, diesmal in Form von Fußnoten, angefügt. In den folgenden Romanen verzichtet er beinahe gänzlich auf Anmerkungen, was nicht nur Kraus zu dem Schluss veranlasste, hier sei ein Modell gescheitert. Die Aktualisierung der Apparate von *Königstochter* und *Uarda* legt freilich eher eine Neukonzeption des historischen Romans nahe, die nicht mit der Verwerfung des ursprünglichen, anmerkungsgesättigten Konzepts einhergeht. Vgl. dazu auch Hans Fischer: Der Ägyptologe Georg Ebers. Eine Fallstudie zum Problem Wissenschaft und Öffentlichkeit. Wiesbaden 1994, S. 349. Achim Aurnhammer: Wiederholte Spiegelung. Zur Interdependenz gemalter und gedichteter Antikebilder bei Georg Ebers und Lawrence Alma-Tadema. Mit einem Ausblick auf Hugo von Hofmannsthal. In: Ders. (Hg.): »Mehr Dionysos als Apoll«. Antiklassizistische Antikerezeption um 1900. Frankfurt a. M. 2002, S. 273–298, hier S. 276.

10 Georg Ebers: Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. 3 Bände. Stuttgart 1864. Bd. 1, S. IXf.

Die Anmerkungen sind revidiert, geändert und mit allem bereichert worden, was sich von dem seit 1864 durch die Altertumswissenschaft (namentlich auf dem Gebiete der Aegyptologie) neu Erforschten auf dem mir gewährten knappen Raume zum besseren Verständnis des Dargestellten mitteilen ließ.

An die Veränderung des Textes bin ich nur mit vorsichtiger, ja beinahe schüch-
terner Hand gegangen, denn in vier Jahren einer angestregten Thätigkeit als
akademischer Lehrer, als Forscher und Schriftsteller auf rein gelehrten, das freie
Walten der schöpferischen Phantasie ausschließenden Gebieten, büßt die dichterische Seite in uns so viel ein, wie die kritische gewinnt. Mit einer gänzlichen
Umarbeitung meiner Erzählung mußte ich sie aus dem Gebiete der heitern Kunst
herauszudrängen fürchten, dem sie doch entschieden angehören soll.¹¹

Eine »Verbesserung« des Romans, offenbar durchaus auch in ästhetischer Hinsicht, besteht für Ebers demnach vor allem in einem aktualisierten Anmerkungsapparat, der den neuesten Forschungsstand widerspiegeln soll. Auffällig an dem hier zitierten Abschnitt des Vorwortes ist überdies, wie deutlich Ebers die Sphäre des Dichterischen von der des akademischen Wissens geschieden wissen möchte. Tatsächlich wird in den seltensten Fällen der eigentliche Romantext geändert, mitunter auch dann nicht, wenn bestimmte Handlungszusammenhänge nicht mehr den neuesten Erkenntnissen der Altertumswissenschaften entsprechen.¹² Einer ständigen Revisionsbedürftigkeit des Paratextes, des nachgestellten Anmerkungsapparats, steht somit ein gewissermaßen sakrosankter Romantext gegenüber, dem der Dichter Ebers in der Vorrede seinen Werkstatus bescheinigt. Dass dieses Produkt des »freie[n] Walten[s] der schöpferischen Phantasie« sogar gegen den kritischen Eifer des Wissenschaftlers Ebers verteidigt werden muss, belegt dieser mit einer anekdotischen Episode, die er als Verteidigung gegen die Kritik an den Liebesszenen seiner *Königstochter* einfügt. Diese Liebesszenen hat Ebers in Jamben verfasst, wobei er jedoch keineswegs mit Kalkül vorgegangen sei; die Jamben seien ihm »unwillkürlich, sogar gegen meinen Willen [...] in die Feder gekommen«:

Die erste Liebesscene hat für mich eine Geschichte. Ich schrieb sie, ohne zu wissen, daß ich schrieb, in einer halben Stunde nieder. In meinem Buche ist zu lesen, daß die Perser *das*, was sie abends im Rausche beschlossen hatten, am nächsten Morgen in der Nüchternheit von neuem überlegten. Als ich im Sonnenscheine prüfte, was da beim Lampenlichte geworden war, wurde ich bedenklich und wollte schon die Liebesszenen vernichten, als mein teurer, zu früh verstorbener Freund Julius Hammer, der Dichter von »Schau in Dich und schau um Dich!« meine zum Ausstreichen erhobene Hand zurückhielt.¹³

11 Georg Ebers: *Eine ägyptische Königstochter*. Historischer Roman. 3 Bände. 14., neu durchgesehene Auflage. Stuttgart, Leipzig, Berlin 1893. Bd. 1, S. VIII (Hervorh. i. O. gesperrt).

12 Vgl. Hans Fischer: *Der Ägyptologe Georg Ebers* (Anm. 9), S. 349–367.

13 Georg Ebers: *Eine ägyptische Königstochter* (Anm. 11). Bd. 1, S. XV. Julius Hammers erfolgreicher Gedichtband heißt korrekt *Schau um dich und Schau in dich* (1851).

Die Funktion dieser szenischen Passage ist unschwer zu erkennen: Mag sich der Wissenschaftler Ebers in seinem um Nüchternheit bemühten Forscherethos keine poetischen Einschübe in die fortwährend belegte Handlung gestatten, so bedarf es eines reinen Dichters, der in der Gestalt des Lyrikers Julius Hammer (1810–1862) auftritt, um die literarische Qualität der Verse zu erkennen. Ebers führt anschließend noch weitere Kritiker an, die hinsichtlich der Liebesszenen zu einem positiven Urteil gekommen seien, wobei er über das Lob von Friedrich Rückert, dessen letzte Lektüre vor seinem Tode *Eine ägyptische Königstochter* gewesen sei, besonders stolz ist.¹⁴

Wenn Hammer und Rückert hier als Gewährsmänner für den poetischen Anteil des Romans herbeizitiert werden, so ist auch dessen Wissenschaftlichkeit über die Anerkennung großer Namen abgesichert – wobei freilich Ebers' eigener Ruf als Ägyptologe von Auflage zu Auflage steigt, was sich nicht zuletzt an den immer häufiger vorkommenden Selbstzitierten in den Anmerkungen zeigt.¹⁵ Schon die Widmung an Richard Lepsius, Ebers' direkten Lehrer, ruft den wichtigsten Vertreter der in Deutschland sich entwickelnden Ägyptologie auf. In den späteren Vorreden werden außerdem Kollegen genannt, deren kritischer Rat die eine oder andere ›Verbesserung‹ des Romans bewirkt habe. In der elften Auflage (1882) dankt Ebers Friedrich Delitzsch, Paul Ascherson und August Steitz, die entsprechende Anmerkungen zu ihren Fachgebieten – der Assyrologie, der ägyptischen Botanik und der Altertumswissenschaft mit griechischem und kleinasiatischem Schwerpunkt – durchgesehen oder durch Hinweise ergänzt haben.¹⁶ Mit der in den Vorreden zur Schau gestellten Vernetzung sowohl innerhalb der Sphäre der Dichtung (Imagination) als auch innerhalb der Altertumswissenschaften (Evidenz) zeigt sich Ebers als beiden Seiten zugehörig und von beiden gleichermaßen mit Lob bedacht. Er nimmt überdies, indem sich die Hinweise der Dichter auf den eigentlichen Romantext, die der Fachkollegen auf den Paratext der Anmerkungen beziehen, eine eindeutige, am Text nachvollziehbare Trennung der Bereiche vor.

Lediglich ein Beispiel soll illustrieren, wie komplex sich diese Trennung auf der Ebene des Zusammenspiels von Text und Paratext, also in der Umsetzung des formulierten Programms erweist. Von der ersten Auflage der *Ägyptischen Königstochter* an weist Ebers bereits im Vorwort darauf hin, dass er sich in Bezug auf eine der Figuren eine Änderung gegenüber seiner Haupt-

14 Ebenda, S. XVI.

15 Vgl. Jan-Arne Sohns: *An der Kette der Ahnen. Geschichtsreflexion im deutschsprachigen Roman 1870–1880*. Berlin, New York 2004, S. 192f. Hans Fischer: *Der Ägyptologe Georg Ebers* (Anm. 9), S. 361–363.

16 Georg Ebers: *Eine ägyptische Königstochter* (Anm. 11). Bd. 1, S. XXVI.

quelle erlaubt habe.¹⁷ Der Getreue des Pharaos, Phanes, stammt bei Herodot aus Halikarnassos, Ebers hat ihn hingegen zu einem Athener gemacht, wollte er doch »das Bild eines attischen Edlen [...] geben«. ¹⁸ Die Abweichung von Herodot erfolgte also aufgrund einer romankonzeptionellen Entscheidung und ist somit im hier skizzierten Spannungsfeld vor allem der Imagination zuzuschreiben – lediglich den Namen scheint Ebers' Phanes noch mit der Figur bei Herodot gemein zu haben. Dieser fiktionalisierte Status einer seiner Charaktere scheint für Ebers jedoch inakzeptabel: Wenn Phanes sich im Romantext ausführlich zu seiner Herkunft äußert und erklärt, warum er als Athener von seinen Untergebenen auch als »Halikarnassier« bezeichnet werde, so bringt Ebers seine anfangs eingestandene Änderung umgehend wieder mit der Herodot'schen Überlieferung in Einklang.¹⁹ Als schließlich vor dem Erscheinen der dreizehnten Auflage (1888) in Naukratis, dem Ort der Handlung der *Königstochter*, ein Mischkrug mit dem Namen ›Phanes‹ von dem britischen Archäologen Ernest Arthur Gardner gefunden worden war, stellte Ebers in der erweiterten Anmerkung mit Blick auf Phanes spielerisch die Frage: »Ob er dem unseren gehört hat?«²⁰ Ebers verschränkt derart die in Text und Paratext eingefriedeten Bereiche von Imagination und Evidenz. Vom realen, außerliterarischen Artefakt weist er einen direkten Weg zu seinen Figuren, deren Konstruiertheit er zuvor noch herausgestellt hatte.

Die hier angedeutete Komplexität des Ebers'schen Romantypus in seiner Stellung zwischen Poesie und Wissenschaft tritt im Vergleich mit der Vorrede zu Felix Dahns Erfolgsroman *Ein Kampf um Rom* (1876) noch deutlicher hervor. Wie Ebers hat auch Dahn zum Gegenstand seines Romans – dem Untergang des Gotenreiches nach dem Tod Theoderichs – umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten vorgelegt. Seine beim Erscheinen des Romans bereits sechs Bände umfassende Studie *Die Könige der Germanen* (insgesamt zwölf Bände, 1861–1909) widmet sich vor allem rechtsgeschichtlichen Fragen und steht mit ihrer Nüchternheit der Darstellung in eklatantem Gegensatz zur nie nachlassenden und in ihrem Pathos stets befeuerten Dauererregung des Romans. Das Beispiel Ebers noch vor Augen, verwundert die Lakonie, mit der sich Dahn in seinem kurzen, über die hohe Zahl der Auflagen hinweg nur minimal veränderten Vorwort des Evidenzdrucks entledigt:

Die wissenschaftlichen Grundlagen dieser in Gestalt eines Romans gekleideten Bilder aus dem sechsten Jahrhundert enthalten meine in folgenden Werken niedergelegten Forschungen:

17 Ebenda, S. XII. Der Hinweis wurde bei der Revision des Vorwortes für die zweite Auflage kaum verändert.

18 Ebenda, S. 219, Anmerkung 90.

19 Ebenda, S. 56f.

20 Ebenda.

Die Könige der Germanen. II., III., IV. Band. München und Würzburg 1862–1866. Prokopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römertums. Berlin 1865.

Aus diesen Darstellungen mag der Leser die Ergänzungen und Veränderungen, welche der Roman an der Wirklichkeit vorgenommen, erkennen.

In der Geschichte umspannen die hier geschilderten Ereignisse einen Zeitraum von fast dreißig Jahren: dieser mußte aus naheliegenden Gründen abgekürzt oder doch in seiner Dauer verschleiert werden.

Völlig frei erfunden ist die Gestalt des römischen Helden der Erzählung, des Cethegus Cäsarius.²¹

Anders als Ebers lagert Dahn die Nachweise für die wissenschaftliche Stimmigkeit beziehungsweise Unstimmigkeit seines Romans ganz aus. *Ein Kampf um Rom* enthält keine Anmerkungen; wer für die Darstellungen im Roman Nachweise verlangt, muss ein anderes, wissenschaftliches Buch des Verfassers zur Hand nehmen. Es ist zudem auffällig, dass Dahn, wiederum in scharfem Kontrast zum Ägyptologen Ebers, für die etwaige wissenschaftliche Prüfung des Romans als Ergebnis nicht etwa dessen Stimmigkeit, sondern die Entdeckung der vorgenommenen »Ergänzungen und Veränderungen« in Aussicht stellt.²² Mit dem Hinweis auf die »[v]öllig frei[e]« Erfindung des Cethegus wird schließlich beinahe jeder Anspruch auf wissenschaftliche Evidenz aufgegeben: Der Römer tritt als ständiger Gegenspieler der wechselnden Gotenkönige auf und ist als Intrigant maßgeblich für alle Wendungen der Handlung verantwortlich.²³

Eine ägyptische Königstochter und *Ein Kampf um Rom* sind hinsichtlich ihres Anspruchs auf Quellentreue und Übereinstimmung mit dem altertumskundlichen Wissen ihrer Zeit also nicht etwa Vertreter einer ähnlichen Gattungspoetik, sondern liefern vielmehr zwei gegensätzliche Modelle des Umgangs mit wissenschaftlicher Evidenz. Während Ebers die Überarbeitung der neuen Auflagen mit dem Anspruch, seinen Roman immer wieder auf den aktuellen Stand der Forschung zu bringen, in Angriff nimmt, erweist sich Dahn hier eher unbekümmert. Dies ließe sich auch an den jeweiligen Romantexten weiterverfolgen: Wo bei Ebers lange und zum Teil umständliche wörtliche Reden mit zahlreichen Anmerkungen die Figuren einführen, stehen bei

21 Felix Dahn: *Ein Kampf um Rom*. Historischer Roman. Nach der Erstausgabe (Leipzig 1876) abgedruckt mit einem Nachwort v. Hans-Rüdiger Schwab. München 2003, S. 7. Die Hinweise auf die zeitliche Raffung der Handlung sowie auf den fiktionalen Status des Cethegus fehlen in der sechzehnbandigen *Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe* der Werke Felix Dahns (Leipzig 1912).

22 Vgl. Christoph Brecht: *Historismus und Realismus im historischen Roman*. In: Moritz Baßler, Christoph Brecht, Dirk Niefanger u. Gotthart Wunberg: *Historismus und literarische Moderne*. Tübingen 1996, S. 36–67, insbesondere S. 43f.

23 Zur Figur des Cethegus vgl. Hans-Rüdiger Schwab: *Helden, hoffnungslos*. Nachwort. In: Felix Dahn: *Ein Kampf um Rom* (Anm. 21), S. 1065–1129, hier S. 1084–1087.

Dahn die rasch aufeinanderfolgenden pathetischen Gesten, die jeden Gedanken an Quellennachweise verbieten, ja vielmehr in ihrer kraftstrotzenden Lebendigkeit eine eigene Form von Evidenz eröffnen.

II

Ebers' Anmerkungen zur *Ägyptischen Königstochter* unterscheiden sich funktional nicht von denjenigen wissenschaftlicher Texte. Sie sollen die Belege für die Plausibilität des im Haupttext Geschilderten liefern und beanspruchen außerliterarische Gültigkeit. Dieses Merkmal grenzt seinen Roman von allen parodistischen und postmodernen Erzähltexten ab, die wissenschaftliche Schreibweisen entweder imitieren oder mit ihren Anmerkungen gar den Haupttext konterkarieren. Es sind vor allem diese Spielarten, welche in den Studien zur Anmerkungspraxis im Roman besondere Beachtung der literaturwissenschaftlichen Forschung gefunden haben, während die Funktion eines auf die Faktizität des Dargestellten zielenden Anmerkungsapparates bislang weitgehend unbeachtet geblieben ist.²⁴ Die besondere Rolle des wissenschaftlichen Anmerkungsapparates bei der Antiketransformation im Roman lässt sich vor allem dort zeigen, wo der kommentierte Text selbst weniger deutliche Anzeichen für die zugrunde liegende Gelehrsamkeit liefert, das bei Ebers postulierte Programm einer strengen Trennung von Imagination und Evidenz also – zumindest konsequenter als bei diesem – umgesetzt wird.

Der heute gänzlich vergessene Autor Ernst Eckstein (1845–1900) war im Gegensatz zu Ebers und Dahn, deren Romane ihn zweifellos beeinflussten, kein Professor eines altertumswissenschaftlichen Faches.²⁵ Er wurde 1866 in

24 Grundlegend Gérard Genette: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Aus dem Franz. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M. 2001, S. 304–327. Vgl. zur parodistischen und postmodernen Anmerkungspraxis Harald Stang: Einleitung – Fußnote – Kommentar. Fingierte Formen wissenschaftlicher Darstellung als Gestaltungselemente moderner Erzählkunst. Bielefeld 1992. Bernhard Metz u. Sabine Zubarik (Hg.): Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten. Berlin 2008. Vgl. zu Fuß- und Endnoten im historischen Roman, insbesondere bei Scheffel und Ebers, Evelyn Eckstein: Fußnoten. Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft. Münster 2001, S. 158–171. Hugo Aust: Dichter-Kommentar. Am Beispiel der Fußnoten- und Anmerkungspraxis im historischen Roman. In: Gunter Martens (Hg.): Kommentierungsverfahren und Kommentarformen. Hamburger Kolloquium der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition, 4. bis 7. März 1992, problembezogene Referate. Tübingen 1992, S. 93–98.

25 Obwohl Ernst Eckstein in der Forschung bislang kaum beachtet wurde, ist sein Werk durch die Arbeit von Karola Rimmel bibliographisch sehr gut erschlossen (K. Rimmel: Ernst-Eckstein-Bibliographie. Hg. v. d. Forschungsstelle Literarische Kultur in Oberhessen am Fachbereich Germanistik der Justus-Liebig-Universität Gießen. Fernwald 1993; ein biographischer Abriss und Bemerkungen zum Wirken Ecksteins finden sich auf S. 9–19). Einen Überblick verschafft außerdem Erwin Leibfried (Hg.): Ernst Eckstein 1845–1900. Ein Lese- und Bilderbuch. Auch aus Anlaß seines 150. Geburtstages. Fernwald 1995. Vgl.

Marburg mit einer Arbeit zu Molières *L'Avare* promoviert, wandte sich jedoch nach dem Studienabschluss der freien Schriftstellerei zu. Neben redaktionellen Arbeiten in unterschiedlichen Zeitschriften tat er sich bald als Verfasser diverser außerordentlich erfolgreicher Schulhumoresken hervor, deren bekannteste, *Der Besuch im Carcer* (1875), noch immer im Buchhandel erhältlich ist. Eckstein schrieb in der Folge ganz unterschiedliche Romane und Novellen. Unter ihnen finden sich drei historische Romane, die in der späten römischen Republik sowie in der Kaiserzeit spielen und durch die dichte Folge ihres Erscheinens beinahe als römische Trilogie gelesen werden können.²⁶ *Die Claudier* (1881), *Prusias* (1883) und *Nero* (1889) waren bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts viel gelesene Romane; die höchste Auflagenzahl erreichten die *Claudier* (20. Auflage 1920).²⁷ Angesichts der Schulhumoresken nimmt es sich wie eine werkgenetische Ironie aus, dass Eckstein überhaupt annotierte historische Romane verfasst und damit selbst einen Beitrag zur popularisierten Altertumskunde geliefert hat: Sind doch gerade die Lehrer des altsprachlichen Unterrichts, die sich mit ihrem übertriebenen Bezug auf eine tote Sprache und Kultur als gegenwartsfern erweisen, bevorzugte Objekte des literarisierten Pennälerhumors. Mit der späten Erzählung *Decius der Flötenspieler. Eine lustige Musikantengeschichte aus dem alten Rom* (1891) scheint schließlich ein performativer Selbstwiderspruch erreicht, denn anders als in Ecksteins Romanen wird hier vor allem die (Re-)Aktivierung des im humanistischen Gymnasium erworbenen Wissens zur Verstehensgrundlage des Witzes.

Bei der Vielseitigkeit des Eckstein'schen Werkes wundert es zunächst, dass seine Antikeromane trotz der erheblichen strukturellen Unterschiede häufig in eine Reihe mit Ebers und Dahn gestellt wurden, und zwar ausdrücklich im Hinblick auf ihre gelehrsame Tendenz. Waren schon, wie erläutert, die Ansprüche an die wissenschaftliche Evidenz in den Vorworten des Ägyptologen Ebers und des Rechtshistorikers Dahn grundverschieden, so lässt sich in Ecksteins Romanen erneut eine abweichende Konzeption nachzeichnen. Zu Beginn der *Claudier* betont Eckstein in einem Vorwort, ähnlich wie Ebers, zunächst die imaginative Seite seines Unterfangens. An keinem geringeren Ort als »Rom selber, in der feierlich erhabenen Rotunde des Colosseums,

auch Christian Schwarz u. Erwin Leibfried: [Art.] Ernst Eckstein. In: Killy-Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums. Hg. v. Wilhelm Kühlmann u. a. 2., vollst. überarbeitete Auflage. Berlin, New York 2008ff. Bd. 2: Boa – Den. Berlin, New York 2008, S. 189f.

26 Allerdings hat Eckstein in jenen Jahren auch ganz andere Texte veröffentlicht, darunter *Aphrodite. Roman aus Alt-Hellas* (1886), dem weder Vorwort noch Anmerkungen beigegeben sind. Von einer ausschließlichen Konzentration auf antike Gegenstände kann bei Eckstein zu keinem Zeitpunkt seines Schaffens die Rede sein.

27 Zur Verbreitung der *Claudier* vgl. die exemplarischen Verkaufszahlen bei Karola Rimmel: Ernst-Eckstein-Bibliographie (Anm. 25), S. 16.

zwischen den Trümmern der Kaiserpaläste und den vermorschten Säulen der alten Göttertempel«, habe sich »die erste traumhafte Ahnung der Bilder, die dem Leser im folgenden an der Seele vorüberfliegen sollen« geregt;²⁸ erst in Deutschland allerdings habe er sich dann sammeln können, um den Roman zu verfassen. Bei der Wahl der römischen Kaiserzeit standen für Eckstein nach eigener Aussage nicht die – für ihn übrigens frappierenden – Analogien zum 19. Jahrhundert im Vordergrund, sondern rein ästhetische Gründe, denn diese Epoche sei, »wie kaum eine zweite, reich [...] an gewaltigen Conflicten rein menschlicher Art, an hochdramatischen Gegensätzen auf allen Gebieten des Denkens, Fühlens und Wollens«.²⁹ Dieses bekundete Hauptinteresse wird durch die literarische Ausführung des Romans hinreichend gedeckt: Mögen *Die Claudier* in der Unbedingtheit der kontrastiven Zuspitzungen und der Monumentalität selbst nebensächlichster Geschehnisse auch nicht an den *Kampf um Rom* heranreichen, so wird man dem Roman einen Mangel an Dramatik nicht vorwerfen können.

Die Handlung spielt im Jahre 95 n. Chr. zur Regierungszeit Domitians. Quintus Claudius, der Sohn eines Jupiterpriesters und die Hauptfigur, wandelt sich im Laufe des Romans vom römischen Genussmenschen zum Anhänger der verfolgten Christen. Diese Wandlung wird durch die Begegnung mit einem gequälten Sklaven Domitians, Eurymachus, motiviert, dessen Dulderhaltung Quintus beeindruckt. Mit der Hilfe seines Freundes Cajus Aurelius gelingt es Quintus, den befreiten Eurymachus vor seinen Verfolgern zu schützen, bevor er schließlich selbst in Gefangenschaft gerät und sich gegen seinen staatsstreuen Vater behaupten muss. Nach einem spektakulären Finale in der Arena, wo Quintus im Kampf gegen die Löwen besteht, kommt es mit dem Tod Domitians zum politischen Umbruch und der Versöhnung zwischen Vater und Sohn. Diesen hier stark verkürzt dargestellten Plot erweitert Eckstein um allerlei Intrigen der Kaiserin Domitia und ihres Schergen Stephanus, um zahlreiche Kämpfe und Verfolgungsjagden sowie um sentimentale Liebesgeschichten. Das Figurenensemble bietet für ein deutsches Lesepublikum zahlreiche Identifikationsmöglichkeiten, wobei der von den Batavern abstammende Cajus Aurelius und die frühen Christen ein noch nicht synthetisiertes Nebeneinander von nordischen und religiös-politischen Elementen verkörpern.

Obwohl der Roman mit seinen Intrigen, dem hohen Tempo und der mitunter kolportagehaften Fixierung auf Grausamkeiten eher Dahns *Kampf um Rom* als Ebers' *Ägyptischer Königstochter* folgt, hat Eckstein ihm einen umfangreichen Anmerkungsapparat beigegeben und ist somit nicht der Sorglo-

28 Ernst Eckstein: *Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit*. Dresden, Leipzig¹⁴1896, S. 3.

29 Ebenda, S. 3f.

sigkeit Felix Dahns gefolgt. Den Zweck seiner Anmerkungen erläutert auch Eckstein im Vorwort:

Es erübrigt mir ein Wort bezüglich der dem Werke beigegebenen Anmerkungen. Ich habe die störende Zersetzung des Textes durch Verweisungen unterlassen; denn die Erzählung ist durchweg so gehalten, daß sie für jeden Gebildeten ohne Weiteres verständlich ist. Nicht erklären sollen die Anmerkungen, sondern ausführen, ergänzen, vervollständigen, außerdem aber liefern sie für die einzelnen Züge des hier geschilderten Culturlebens die wissenschaftlichen Belege und Nachweise. Aus diesem Gesichtspunkte dürften sie für das große Publikum, dem der Ueberblick der Quellen versagt ist, ihre Berechtigung haben.³⁰

Dass die »störende Zersetzung des Textes« in den *Claudiern* ausbleibt, hebt diese deutlich von Ebers' kommentierten Romanen ab, aber beispielsweise auch von Scheffels *Ekkehard*, in dem ebenfalls von der ersten Auflage an die Verweise auf den Paratext der Anmerkungen direkt im Romantext erfolgen. Die Lektüre der Anmerkungen Ecksteins ist, dadurch dass die Romanlektüre nicht durch auffällige Hinweise unterbrochen wird, tatsächlich optional. Dies ist kein unwesentlicher Unterschied, zumal Ebers seine *Ägyptische Königstochter* mit fast exakt der gleichen Formulierung wie Eckstein als »für jeden Gebildeten verständlich« bezeichnet hatte.³¹ Der dort mit beinahe jeder Auflage wachsende Umfang der Vorworte – in der hier zitierten vierzehnten Auflage sind es immerhin 21 Seiten, bevor der Roman beginnt – und die große Aufmerksamkeit, die ebendort den Anmerkungen zukommt, wird wohl selbst oder vielmehr gerade den gebildeten Leser bei jeder Anmerkungsnummer zum Nachschlagen im Anmerkungsstück verleitet haben. In den *Claudiern* sind es dagegen auffällige Anspielungen oder angelesen wirkende Interieurbeschreibungen, die an die Existenz der Anmerkungen erinnern, aber selbst hierfür sind die Beispiele im Vergleich zur *Ägyptischen Königstochter* eher selten.³²

Im Anmerkungsapparat der *Claudier* lassen sich mehrere Typen von Nachweisen und Kommentaren unterscheiden. Eine ganze Reihe verweist lediglich auf die heutigen Namen der im Roman vorkommenden Handlungsorte.³³ Eher selten flicht Eckstein dabei Informationen über den – meist ruinö-

30 Ebenda, S. 4.

31 Georg Ebers: Eine ägyptische Königstochter (Anm. 11). Bd. 1, S. XXI: »Der Text ist auch ohne Erklärungen für jeden Gebildeten verständlich«.

32 Zu Beginn des Romans gibt es etwa einen kurzen gotischen Wortwechsel zwischen Cajus Aurelius und seinem Sklaven, der zwar leicht verständlich ist, gleichwohl zum Blick in die Anmerkungen verleitet. Vgl. Ernst Eckstein: Die Claudier (Anm. 28), S. 11.

33 Vgl. ebenda, S. 499–501, die die Seiten 7–11 kommentieren. Weitere Beispiele finden sich auf S. 507 (27), 520 (69) u. ö. Im Folgenden werden Zitate aus dem Anmerkungsapparat durch eine zweite Seitenangabe in Klammern ergänzt, welche auf die kommentierte Passage verweist.

sen – Zustand der Stätten in seiner Gegenwart oder gar die Fortschritte in der archäologischen Rekonstruktion ein. Dies unterscheidet den Roman von Ebers' Modell ebenso wie von dem bei Bulwer-Lytton zu beobachtenden Verfahren. Dort wird das Nebeneinander von fiktionaler Ergänzung und bruchstückhafter Überlieferung im Text wirkungsvoll in Szene gesetzt. Eckstein geht es bei der Identifizierung der vorkommenden Orte dagegen um nicht viel mehr als geographische Nachvollziehbarkeit.

Die zweite Form der Anmerkung, derer sich Eckstein oft bedient, ist die einfache Belegstelle in einem antiken Text. Die am häufigsten zitierten Quellen sind die Epigramme Martials, die *Römische Geschichte* von Cassius Dio und Suetons Kaiservita des Domitian.³⁴ Diese kurzen Nachweise, die lediglich ein Autorenkürzel und die Stellenangabe nach konventionellen Zählungen bieten, sind nicht nur bei Eckstein die härteste Form der Evidenz: Die Angabe erläutert nichts, sondern stellt vielmehr die Behauptung auf, dass ein im Roman geschilderter Sachverhalt, mitunter auch ein wörtliches – jedoch immer übersetztes – Zitat, an der angegebenen Stelle bestätigt wird beziehungsweise zu finden ist. Von einem ständigen Faktenfundament, wie es sich in früheren antiquarisch-philologischen Romanen in Form von Fußnoten noch buchstäblich findet, ist Eckstein freilich weit entfernt.³⁵ Gleichwohl suggerieren die immer wieder auftauchenden Kurzbelege ein intensives Studium der antiken Texte. Im Gegensatz zu Ebers ist Eckstein wenig daran gelegen, etwaige Forschungsdiskussionen in seinen Anmerkungen zu repräsentieren. Seine wenigen Referenzen auf altertumswissenschaftliche Werke erhalten dadurch auch nicht die doppelte Funktion, die sie in den ersten Werken des Ägyptologen haben, nämlich neben der gewissenhaften wissenschaftlichen Prüfung ebenso deutlich die Vorläufigkeit und Revisionsbedürftigkeit des Wissens auszustellen.³⁶ Die Hauptquelle für den in den *Claudiern* geschilderten römischen Alltag sind die *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine* (drei Teile, 1862–1871) des klassischen Philologen Ludwig Friedländer (1824–1909), die Eckstein in der Kurzform »Friedländer, Röm. Sittengesch.« ohne weitere Angabe zur benutzten Ausgabe zitiert.³⁷ In Einzelfragen greift er auch auf Aufsätze und andere altertumswissenschaftliche Werke zurück, doch kommt dies eher selten vor.³⁸

34 Ebenda, S. 524 (98), 527 (105), 549 (317) u. ö.

35 Beispiele für diese radikale Form des Nachweises liefert Martin Dönike: »Belehrende Unterhaltung« (Anm. 3), S. 211, Abb. 2.

36 Vgl. Jan-Arne Sohns: An der Kette der Ahnen (Anm. 15), S. 188–194.

37 Ernst Eckstein: Die Claudier (Anm. 28), S. 502 (14), 520f. (82), 529f. (128), u. ö. In den angegebenen Anmerkungen zitiert Eckstein Passagen aus Friedländers Arbeit, mitunter belässt er es auch bei einem kurzen Hinweis.

38 Ebenda, S. 519 (67), 520 (69), 549 (320) u. ö.

Während sich diese Formen der Anmerkung eng an die Belegverfahren des wissenschaftlichen Schreibens anlehnen, finden sich zahlreiche Beispiele, die eher die von Eckstein im Vorwort angekündigten Funktionen des »[A]usführen[s], [E]rgänzen[s], [V]ervollständigen[s]« erfüllen und im Hinblick auf die im Roman geleistete Antiketranformation besondere Beachtung verdienen. So vermeidet er im Romantext selbst beinahe vollständig explizite Bezüge zur Schreibgegenwart, um diesen in den Anmerkungen umso größeren Raum zu geben. Zur Veranschaulichung des Lokalkolorits der antiken Handlungsorte zieht er meist reale Orte seiner Zeit heran: Alexandria wird so zum »London des Alterthums«, die Gartenkunst der Römer in Baiae mit der von Versailles vergleichbar, die Sardinischen Bergwerke spielen als Verbannungsort eine ähnliche Rolle wie »Sibirien im Reich des Czaren«. ³⁹ Wie in diesen Beispielen wählt Eckstein auffällig oft gerade nicht Vergleiche aus dem deutschen Umfeld, sondern greift auf solche Erscheinungen und Mentalitäten zurück, die ihm und seinem Publikum als fremd oder exotisch erscheinen mussten. ⁴⁰ Diese quasi-ethnologische Revitalisierung der Antike beschränkt sich keineswegs auf die genannten Orte, sondern umfasst auch die Beschreibungen von Gruppenverhalten: Die Euphorie der Römer für Zirkusattraktionen findet ihr Pendant in der bei Engländern und Amerikanern zu beobachtenden Sportbegeisterung; der Status eines Freigelassenen im Römischen Reich wird mit dem eines »emanzipierten Negersklaven in Nordamerika« verglichen. ⁴¹

Für die meisten Formen des häuslichen Lebens wählt Eckstein dagegen Entsprechungen im deutschen Bürgertum. Schon seit Bulwer-Lytton, so scheint es, gehören die Beschreibung eines römischen Hauses und die Erläuterung der Funktionen der Zimmer zu den Paradedisziplinen beim Verfassen eines Antikeromans. Eckstein hält die Beschreibungen des Ferienhauses der Claudier im Text zwar äußerst knapp, liefert jedoch in einer Anmerkung eine kurze Geschichte des römischen Wohnzimmers nach:

Das Atrium, das im älteren römischen Hause mehr den Charakter eines Zimmers mit verhältnismäßig kleiner Dachöffnung, späterhin den des Hofes trug, war anfänglich der Mittelpunkt des Familienlebens, der Wohnraum, wo die fleißige Hausfrau mit ihren Slavinnen thronte. Als die republikanische Sitteneinfalt dem Luxus Platz machte, ward das Atrium zum Empfangssalon, und das Familienleben zog sich nach entlegeneren Räumen zurück. ⁴²

39 Ebenda, S. 501, 506, 550.

40 Freilich gibt es auch Ausnahmen: »Butunti« etwa habe in Rom den Beiklang gehabt, »wie [für] die Berliner »Treuenbrietzen« oder »Perleberg« (ebenda, S. 528). Um den Charakter der Saturnalien zu erklären, greift Eckstein auf das Weihnachtsfest und den Kölner Karneval zurück (ebenda, S. 533).

41 Ebenda, S. 515, 500.

42 Ebenda, S. 505.

Mit dem offensichtlichen Konnex zwischen dem republikanischen Rom und der privaten bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts, der über die Schlagwörter »Familienleben[-]« und »fleißige Hausfrau« hergestellt ist, überträgt Eckstein die Dekadenzsymptome der Kaiserzeit auf seine Gegenwart. Ein weiteres dieser Symptome sieht er in der Verwendung des Griechischen durch die Römer. Die Adoptivtochter der Claudier, Lucilia, verwendet ein Zitat aus der *Ilias* als gelegentlichen Ausspruch: »Sprach's und es nickte Gewährung mit schwärzlichen Brauen Kronion«. ⁴³ Im Text bleibt das Zitat unkommentiert, die ergänzende Anmerkung weist dafür den Vers der *Ilias* nach und zitiert ihn auf Griechisch. Sie nennt Belegstellen für den häufigen Gebrauch griechischer Einsprengsel bei Plinius und Juvenal, und führt als aktuellen Vergleich die Verwendung eines »französische[n], englische[n] oder lateinische[n] Ausdruck[s]« im deutschen Brief an. ⁴⁴ Eckstein kommentiert: »Jeder Gebildete verstand Griechisch; ja, die Vorliebe für dieses Idiom war vielfach zur krankhaften Mode geworden, wie im vorigen Jahrhundert in Deutschland die Koketterie mit dem Französischen«. ⁴⁵ Es ist ganz unerheblich, ob es sich bei diesen Vergleichen mit der jüngeren deutschen Vergangenheit beziehungsweise Gegenwart um adäquate Einschätzungen handelt; ihr Auftreten im Anmerkungsapparat verleiht ihnen den Status evidenter Aussagen, und sie untermauern die im Text konstruierte Zeitgenossenschaft der Protagonisten.

Die Verwendung von »geflügelten Worten«, die Lucilia im Text demonstriert, lenkt schließlich den Blick auf die im Roman von Text und Paratext inszenierte literarische Kultur und Sozialisation der Leser. Für die vermeintliche Aktualität der römischen Kaiserzeit liefern die *Claudier* weitaus mehr Beispiele aus dem Privatleben der titelgebenden Familie als es die Ränke der Erzbösewichte Domitian und Domitia tun. Wenn etwa schon früh im Roman Claudia als Tochter des Hauses ein Lied des Dichters Idykos singt und mit der Kithara begleitet, derweil die zugehörige Anmerkung den Liedtext als die »stimmungsvolle[-] Uebertragung Emanuel Geibel's« ausweist, die dessen erfolgreichem *Classischen Liederbuch* (1875) entnommen sei, dann wird der zeitgenössische Leser dies unschwer als antike Variante der Hausmusik erkannt haben. ⁴⁶ Mag eine derart behauptete, ja belegte Geistesverwandtschaft zwischen den antiken Protagonisten und dem Lesepublikum eine notwendige Bedingung für die Lektüre gewesen sein, ⁴⁷ so wundert es doch, dass

43 Ebenda, S. 165. Dieser wird in einer weiteren, nicht zu dieser Stelle gehörigen Anmerkung mit geringer Abweichung erneut zitiert (vgl. S. 550).

44 Ebenda, S. 533. Wie im Zitat ersichtlich, simuliert Eckstein diesen Effekt im Roman nicht, sondern gibt den Vers in einer ungenannten Übersetzung wieder.

45 Ebenda.

46 Ebenda, S. 32f., die zugehörige Anmerkung S. 508.

47 Diesen Grundsatz formuliert schon Ebers in seinem Vorwort zu *Eine ägyptischen Königstochter*: »Irrtümer äußerer Art lassen sich mit Fleiß und Aufmerksamkeit wohl umgehen,

der Ton einiger Anmerkungen an die wichtigste Vermittlungsinstanz des Wissens über die Antike im 19. Jahrhundert erinnert: den altsprachlichen Unterricht des humanistischen Gymnasiums. Titus Claudius, der Vater von Quintus, Claudia und Lucilia, wird mit einem Brief an Lucilia in die Handlung eingeführt, der in wörtlicher Rede wiedergegeben ist.⁴⁸ Die Anrede »Heil und Segen!« wird in einer Anmerkung kommentiert, die einer Lektion aus der Lateinstunde ähnelt:

Die Römer begannen ihre Briefe regelmäßig mit der Namensnennung des Schreibenden, der dem Adressaten Glück und Gesundheit wünscht. Der Anfang des hier mitgetheilten Briefes hätte also, streng genommen, zu lauten: *Titus Claudius Mucianus wünscht seiner Tochter Lucilia Heil und Segen*; T. Claudius Mucianus Luciliae suae S. P. D.⁴⁹

Anmerkungen wie diese stellen die Antike als Gegenstand gelehrten Wissens aus und haben eher das Potential, die erzählte Welt zu unterminieren als zu stabilisieren. Es ist der entscheidende Unterschied zwischen Ernst Eckstein und Georg Ebers, dass die Belehrung in den *Claudiern* zwar mitgeliefert, bei der Lektüre aber eher aus- als eingeschlossen wird.

III

Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesen Beobachtungen für das Verhältnis von Imagination und Evidenz im historischen Roman? Einige vorläufige Thesen seien hierzu abschließend kurz skizziert: In ihrem Bemühen um wissenschaftliche Evidenz folgen die Romane von Ebers und Eckstein, allein schon aufgrund der hohen Dichte der Anmerkungen, nicht dem von Walter Scott und seinen Nachfolgern vorgegebenen Romanschema. Sie unterscheiden sich aber ebenso von den handbuchartigen, antiquarisch-philologischen Romanen, sind sie doch in einem stärkeren Maße als diese populären Erzählgattungen wie dem Abenteuerroman verpflichtet. Der »Professorenroman« grenzt sich damit als Gattung sowohl in seinem Imaginations- wie auch in seinem Evidenzanspruch gegenüber jenen Romantypen ab, die ihn ermöglicht haben. Vor allem hinsichtlich des formulierten und des implizierten

dagegen mochte und durfte ich mich nicht ganz frei machen von den Grundanschauungen der Zeit und des Landes, in denen meine Leser und ich geboren wurden; denn hätte ich rein antike Menschen und Zustände schildern wollen, so würde ich für den modernen Leser teils schwer verständlich, teils ungenießbar geworden sein und also meinen Zweck von vornherein verfehlt haben« (Georg Ebers: *Eine ägyptische Königstochter* (Anm. 11). Bd. 1, S. X).

48 Ernst Eckstein: *Die Claudier* (Anm. 28), S. 45.

49 Ebenda, S. 510 (Hervorh. i. O. gesperrt).

ten Evidenzanspruchs gilt es, zwischen Ebers, Dahn und Eckstein stärker zu differenzieren, als dies bisher geschah. So liegt der *Ägyptischen Königstochter* ein radikales Realismuskonzept zugrunde: Die permanente Kommentierung des Textes und die Revision der Anmerkungen von Auflage zu Auflage legen es nahe, für Ebers einen Evidenzbegriff anzunehmen, der zumindest das Potential einer ständigen Absicherung durch Fakten nicht ausschließt. Für ihn ist die Anmerkung eben nicht jener »Pistolenknall im Fiktionskonzert«,⁵⁰ als den Gérard Genette ihre illusionsbrechende Wirkung beschrieben hat, sondern vielmehr ein stabilisierender Marker für die Faktizität des Dargestellten. Felix Dahn verzichtet dagegen auf eine Kommentierung, setzt aber voraus, in seinen wissenschaftlichen Werken die historische ›Wahrheit‹ formuliert und konserviert zu haben. Das in Ernst Ecksteins *Claudiern* entworfene Vexierbild schließlich, das sich im Vor- und Zurückblättern zwischen Text und Paratext ergibt, zeigt die große Spannbreite der textuellen Verfahren, die auf ganz unterschiedliche Weise Evidenz erzeugen. Ecksteins Verzicht auf Markierungen im Romantext stellt dem Leser die Benutzung des Anmerkungsapparates nicht nur frei, indem er keine auffällige Verbindung der beiden Bereiche liefert; er lässt auch die Möglichkeit zu, dass der Leser in seinem Verlangen nach Belegen enttäuscht wird, wenn für eine Stelle kein Kommentar vorhanden ist.

Nachdem Ernst Eckstein auch seinen Roman *Prusias* (1883) mit einem Anmerkungssteil ausgestattet hatte, stellte er *Nero* (1889) lediglich ein Vorwort voran, in dem er sich noch einmal zu seinem Verhältnis zum »historischen Stoff« äußert: »Uebrigens wird ein genaueres Studium der einschlägigen Litteratur den Beweis liefern, daß gar manche ›Kühnheit‹, die den Leser anfänglich überrascht [...] nicht so ganz in der Luft schwebt, sondern durch die Berichte der alten Autoren und die neue und neueste Kritik vielfach getragen wird.«⁵¹ Wird der Anspruch auf Evidenz (›Beweis‹) hier auch beibehalten, so ist ihre Hervorbringung nun wieder ganz dem Leser überlassen.

50 Gérard Genette: Paratexte (Anm. 24), S. 319.

51 Ernst Eckstein: *Nero*. Ein Roman. Stuttgart⁵1896, S. VI.

Erstpublikation

Timm Reimers: Der ›Professorenroman‹ zwischen Imagination und Evidenz. Zur Funktion der Paratexte in den Romanen von Georg Ebers und Ernst Eckstein.

In: Ernst Osterkamp, Thorsten Valk (Hrsg.): Imagination und Evidenz. Transformationen der Antike im ästhetischen Historismus. Berlin / Boston 2011, S. 199-215.